



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

veröffentlichten Schriften, Briefe, Pfennigs-Wahrheiten, Groschenromane oder gar optischen Halluzinationen zu. Peperkorns „ephemerisches Werckchen“ hingegen bildet hier eine der wenigen beruhigenden Ausnahmen. „Angenehmes Geschenk der Calender – warum haben doch die Nürnberger nicht solche Honigkuchen?“ (Bw 4, Nr. 2463). Die Göttinger – Gott sei Dank – haben ihn jetzt, ihren literarischen Honigkuchen.

Stefan Nolting

Ray Monk: Wittgenstein. Das Handwerk des Genies. Aus dem Englischen von Hans Hell und Eberhard Rattges. Stuttgart: Klett-Cotta 1991. 673 S. 78,- DM
Brian McGuinness: Wittgensteins frühe Jahre. Übersetzt von Joachim Schulte. Frankfurt: Suhrkamp 1988. 492 S. 78,-DM

Die Sprachphilosophie Ludwig Wittgensteins gilt nicht nur als äußerst schwierig, sondern zudem als widersprüchlich. Wittgenstein vertritt im Laufe seines Lebens zwei konkurrierende Ansätze, die sich zu unterschiedlichen „Schulen“ verfestigt haben: Mit dem „Tractatus“ leistet er einen der wichtigsten Beiträge zur logischen, ideal-sprachlichen Analyse, während die „Philosophischen Untersuchungen“ den Urtext der von Ryle und Austin weitergeführten „ordinary language philosophy“ bilden. Mit den „Philosophischen Untersuchungen“ scheint Wittgenstein geradezu zu wider-rufen, was er im „Tractatus“ behauptet hatte. Die Emphase wissenschaftlicher Nüch-ternheit und Geschäftsmäßigkeit paart sich mit Schilderungen religiöser Erweckung und strenger Selbsterforschung, die manchen Wittgenstein-Bewunderern, die ihn für eine säkularisierte Wissenschaftskultur reklamieren, peinlich erscheint. Nicht nur in dieser Beziehung gleicht er dem Naturwissenschaftler und Philosophen Lichtenberg. Wittgensteins Schreibweise erinnert vor allem im Spätwerk an Lichtenbergs Sudel-buchnotate, und inhaltlich manifestiert sich in Wittgensteins Sprachdenken einer der wichtigsten, biographisch beglaubigten Stränge der komplexen Wirkungsgeschichte Lichtenbergs, selbst wenn die Details der Beeinflussung noch lange nicht geklärt sind. Deshalb dürften die beiden gewichtigen Wittgenstein-Biographien auch für die Kenner und Freunde des deutschen Aufklärers von besonderem Interesse sein. Ray Monks Arbeit ist die erste vollständige, das gesamte Leben Wittgensteins umfassende Biographie, die sich selbstverständlich auch dem intrikaten Verhältnis zwischen Früh- und Spätwerk widmet. McGuinness' Lebensbeschreibung liegt nur in einem ersten Teil vor, der mit dem „Tractatus“ endet und deshalb diesem Problem zunächst aus dem Wege geht.

Mit der Kunst der Biographie erwirbt man in Deutschland selten wissenschaftliche Reputation. An gebildete Laien gerichtet, mit dem Aufkommen eines ständeüber-greifenden Publikums im 18. Jahrhundert eng verknüpft, ist die Biographie eine Zwittergattung, die von der Wissenschaft, die sie oft popularisiert, eher verpönt denn anerkannt wird: Biographien interpretieren Texte als Handlungen von Personen und widersprechen so der Annahme einer textuellen Autonomie, sie neigen, so ihre Kri-tiker, zu kruder Psychologisierung und antworten auf die laienhafte Neugier mit Tratsch und Klatsch. Die Automatik dieses Verdikts funktioniert in besonderem Maße für Biographien über Philosophen: Philosophische Thesen sollen ohne Rekurs auf ihren Urheber, allein durch den Wortlaut des Textes verstanden und kritisiert

werden. Daß philosophische Gedanken als Texte erscheinen und Texte vielfältig auslegbar sind, daß es einen mehrfachen Schriftsinn gibt, daß die unmittelbare, mündliche Lehre alle Rätsel löst, die der Text aufgibt und daß sich die Person für ihre Meinung verantwortlich zeigt, ist jedoch seit Platos Schriftverdikt ebenfalls ein Topos der abendländischen Hermeneutik. Der Rekurs auf das Leben hat nicht nur für ungebildete, neugierige Leser seine Funktion; er etabliert eine Differenz, die die Schriften zu kommentieren erlaubt, und attackiert die Prüderie, die mit der Kritik an der Biographie biographisch-zufällige Genese auch philosophischer Thesen verleugnet. Der biographischen Askese entziehen sich die beiden Briten McGuinness und Monk, die die Kunst der Biographik solide beherrschen und Sinn und Zweck wissenschaftlicher Biographik praktisch belegen: Da Wittgenstein nicht zu den „Stubengelehrten“ zählt, deren Leben einem Diktum Voltaires zufolge vollständig in ihren Schriften aufgeht und die Differenz zwischen Leben und Werk nivelliert, ermöglicht die Handhabung der Differenz Leben – Werk sinnvolle Beobachtungen.

Wegen der Heterogenität der philosophischen Texte Wittgensteins, die im Frühwerk scheinbar strenge Systematik, im Spätwerk dagegen aphoristische und nothaft Lockerheit aufweisen, und wegen der Schwierigkeit, eindeutig zusammenhangstiftende Thesen aus diesen Texten herauszupräparieren, obgleich viele Bemerkungen, isoliert betrachtet, thesenhafte Prägnanz zeigen, ist das Leben Wittgensteins ein vielversprechender Schlüssel für die rätselhaften Texte. Virtuos und zumeist überzeugend präsentieren beide Biographen die Einheit der Differenz aus Leben und Werk, indem sie die Rubriken des biographischen Formulars gewissenhaft und manchmal sogar spannend ausfüllen. Besonders Monks erzählerische Fähigkeiten sind stark ausgeprägt. Beide schildern die unermeßlich reiche, österreichische Industriellen-Familie, in die Wittgenstein hineingeboren wird, von der er sich jedoch sein ganzes Lebens lang zu distanzieren versucht, sie berichten über Wittgensteins Schulzeit und den Anfang seines Studiums in Berlin und Manchester. Lektüre und andere Bildungsmächte, vor allem die Musik, Freundschaften und Liebesverhältnisse werden unter vorsichtiger Erwägung ihres Einflusses auf das philosophische Werk ausführlich entfaltet.

Der Gefahr, einen einzigen lebensgeschichtlichen Schlüssel herauszuheben und als Decodierungsinstrument für das gesamte Werk anzusetzen, entgehen beide Biographen. Wittgensteins Homosexualität etwa, von einigen als Erklärung für alle Merkwürdigkeiten des Werkes angenommen, wird von Monk ausführlich problematisiert: Er zeigt, wie Wittgensteins Einsamkeit und Selbstbezogenheit durch seine Freunde wenigstens annähernd aufgehoben wird. Daß sich diese Entwicklung auch im philosophischen Werk niederschlägt, wo ein Schritt vom philosophischen Solipsismus des „Tractatus“ zur Betonung der Sprachgemeinschaft in den „Philosophischen Untersuchungen“ zu beobachten ist, wird vorsichtig und überzeugend angedeutet, aber nicht zur alleinigen Interpretationsthese erhoben. McGuinness dagegen widmet Wittgensteins Sexualität nur ein paar peinlich berührte Bemerkungen, die die Neugier des Lesers eher anstacheln als in Schach halten. Beider Umgang mit den Freundschaften Wittgensteins, seiner mehrfach autobiographisch kommentierten „Sinnlichkeit“ wirkt leicht ungeschickt. Unnötig ist es, daß Monk den Thesen Bartleys, der Wittgenstein zur Zeit seiner Lehrerausbildung in Wien promiske Begegnungen mit Strichjungen im Prater unterstellt, einen ausführlichen Anhang widmet, da er im Haupttext Wittgensteins Freundschaften, sein komplexbeladenes Verhältnis zur eigenen Sexualität ausführlich beschreibt, indem er die Quellen in Geheimschrift sowie mündliche

Äußerungen auswertet. Leider belegt er nicht immer alle Behauptungen, vermutlich auch, um einige der noch lebenden Freunde Wittgensteins zu schonen.

Biographien von Philosophen müssen besonders stark darauf achten, wie ihr „Held“ die philosophische Tradition rezipiert und verarbeitet hat. Hierin liegt ihr auch von der Disziplin anerkannter philologisch-hermeneutischer Wert. Monk und McGuinness weisen entschieden auf Wittgensteins geringe philosophische Bildung hin: Wittgenstein hat über sein ganzes Leben hinweg sehr wenige philosophische Quellentexte zur Kenntnis genommen. Die Analyse der Klassiker des Fachs lehnte er explizit ab, denn sie erinnerte ihn zu sehr an den von ihm verpönten Professoren- und Gelehrtenhabitus. Wittgenstein besaß statt dessen eine Vorliebe für Dichter, etwa Goethe und Mörike, er las Schopenhauer, Nietzsche, Dostojewskij und Tolstoj, betrieb aber nie ein systematisches Studium der Philosophiegeschichte. Da mutet es wie Hohn an, wenn die deutsche Ausgabe der Biographie Monks, die im Original „The Duty of Genius“ heißt, den völlig falsch übersetzenden Titel „Das Handwerk des Genies“ erhält, der außerdem inhaltlich nicht gedeckt ist. Die Kategorie des „Handwerks“ läßt vermuten, daß die Biographie Voraussetzungen der philosophischen Tätigkeit enthüllt, die vom Attribut der Genialität normalerweise ausgeschlossen sind: Beeinflussung und Nachahmung. Beide Biographen weisen jedoch auf die mageren philosophischen Fachkenntnisse Wittgensteins hin, zeichnen seine vornehmlich belletristisch orientierten Lesegewohnheiten nach, seine Vorliebe für klassische Musik und seine Abneigung gegen moderne Musik und Literatur. Damit geht jedoch ein Vergnügen an populären Formen widerspruchslos einher. Monks Biographie zeigt uns einen Philosophen, der, statt Platon, Aristoteles oder Kant zu studieren, gerade in Phasen harter Arbeit fast jeden Abend das Kino aufsucht, wo ihn Western- oder Musikfilme faszinieren. Statt die abendländische philosophische Tradition zur Kenntnis zu nehmen, liest Wittgenstein, mit seiner großbürgerlichen Erziehung brechend, lieber amerikanische, „hard-boiled“ Krimis. Die Lektüre Lichtenbergs, eines der wenigen Autoren, dessen Einfluß Wittgenstein selbst anerkennt, wird von McGuinness ausführlich zur Kenntnis genommen, während Monk diesen Aspekt seiner philosophischen Bildung nicht erwähnt. McGuinness' abfälliges Urteil allerdings wird die Lichtenberg-Freunde und -Kenner kaum befriedigen können.

Der englische Titel der Biographie Monks, „The Duty of Genius“, ein Zitat des von Wittgenstein sehr geschätzten misogynen Philosophen Weininger, charakterisiert das geniale Verhältnis zur Berufswahl und zur akademischen philosophischen Tätigkeit. Allein sich selbst zu folgen, ist die Pflicht des Genies. Familiären oder gesellschaftlichen Vorgaben nachzugeben, wäre Verrat an der eigenen Genialität. Man sieht daher den Sohn des reichsten Wiener Industriellen zielstrebig auf eine Situation steuern, wo alle Ressourcen der Familie, der Beziehungen, der Bildung, des Geldes ausgedient haben. Die reine Mathematik und die moderne Logik bilden, nach ingenieurwissenschaftlichen Anfängen und einem völlig verunglückten pädagogischen Zwischenspiel in der Nachkriegszeit, sein beruflich-existentielles Feld. Sein riesiges Vermögen verschenkt der Philosoph nach dem Bekehrungserlebnis des Krieges an notleidende österreichische Künstler und überantwortet den verbleibenden Rest seinen Geschwistern. Daß Wittgensteins Tätigkeit auf Mathematik und Logik fällt, ist weniger angebotene Begabung als seine Auslegung der genialen Verpflichtung sich selbst gegenüber. Sie ist das Ergebnis seiner lebenslangen Bemühungen, sich von seinem Elternhaus zu distanzieren und allein um seiner eigenen, autonom erarbeiteten Leistungen willen akzeptiert zu werden. So wie nach einem populären Vorurteil der Millionär

um seiner selbst geliebt werden will, so will Wittgenstein seine Leistungen auf einem Gebiet erbringen, wo Familientradition und gute Erziehung eine möglichst geringe Rolle spielen. Besonders Mathematik und Logik scheinen reines Denken zu benötigen; allein die Intelligenz, nicht aber langjährige Ausbildung und Lektüre scheinen hier für hervorragende Leistungen verantwortlich. Wittgensteins Wunsch, allein um seiner persönlichen Leistungen willen anerkannt zu werden, beansprucht seine besten Freunde in außergewöhnlichem Maß. So verlangt er von Russell und Moore, gegen die formellen Richtlinien der Universität Cambridge promoviert zu werden, von anderen Freunden fordert er materielle Unterstützung als Zeichen seines persönlichen Wertes, obwohl diese sich wundern müssen, wieso ein ehemals wohlhabender Mann nicht zuallererst seine Familie um Hilfe bittet. Seinem eigenen Genie zu folgen und alle äußere Anerkennung diesem Genie zuzuschreiben, ist Wittgensteins aristokratisch-arrogante Lebensmaxime, die ihn bei vielen unbeliebt macht, aber immer faszinierend gewirkt hat.

Eindrucksvoll fallen Monks und McGuinness' Schilderungen von Wittgensteins Schreibschwierigkeiten und -hemmnissen aus: Nicht die mühselige Arbeit des Feilens und Korrigierens, sondern das nicht minder mühselige Warten auf die Inspiration der treffenden Formulierung sowie viele, für alle Seiten nervenaufreibende Gespräche mit Freunden und Kollegen prägen Wittgensteins Arbeitsweise in den frühen Jahren. Nicht: etwas sagen und aufschreiben können, sondern das wortlose Zeigen auf etwas ist sein Ideal. Das treffende Wort ist die Erlösung für den Philosophen der Sprachlosigkeit. Statt zusammenhängender Argumentation ist sein Stil in der Frühphase scheinobjektiv und verkündend, in der Spätphase, da er die Notwendigkeit nachträglicher Korrektur allmählich anerkennt, gerät sein Schreiben aphoristisch-isolationistisch, selbst wenn neuerdings Exegeten erfolgreich den Zusammenhang der einzelnen Bemerkungen in den „Philosophischen Untersuchungen“ nachweisen konnten. Ob es an der fehlenden Fachlektüre liegt – nach dem „Tractatus“, der eine gefährliche Strenge ausstrahlt, gelingt es Wittgenstein nicht, eine philosophische Abhandlung traditioneller Prägung abzuschließen. Der leidenschaftliche und extensive Kino-geher, der Leser amerikanischer Krimis scheitert in seinem Bemühen, nach dem „Tractatus“ ein zweites philosophisches Buch zu schreiben. Nicht nur seine Strenge gegenüber sich selbst, die sich die Kontrolle über den eigenen Text nicht entreißen lassen will, sondern auch der Wandel seiner philosophischen Überzeugung ist dafür verantwortlich zu machen: Mit der Abwendung von der logischen Sprachanalyse und der Hinwendung zur mündlichen Situativität der „Sprachspiele“ verliert sich Wittgensteins Fähigkeit, vielleicht aber auch sein Wille, eine traditionelle philosophische Abhandlung zu schreiben.

Wittgensteins Wirkung beruht vor allem auf der poetischen Strenge des „Tractatus“, dessen Ruhm die europäische akademische Welt erreicht, und in den späteren Jahren vor allem auf seiner mündlichen Lehre, die der eines Propheten geglichen haben muß und eine bedeutende Jüngerschaft produzierte. Gegen jede Form intellektueller Unverbindlichkeit zieht Wittgenstein ungeduldig und oft äußerst intolerant zu Felde. Gerade weil er den Wert der Philosophie bezweifelt, weil er es sich herausnimmt, seinen Studenten unmittelbare Lebensempfehlungen zu geben, ihnen sogar zum Studienabbruch und zur praktischen Berufstätigkeit zu raten, ist seine Faszination auf die jungen Männer ungeheuerlich. Viele seiner Schüler haben in autobiographischen Berichten über Wittgensteins Lehre Zeugnis abgelegt; ihre Äußerungen haben die Kunde Wittgensteins genauso gefördert wie seine Schriften.

Daß Biographen all dies schildern, und beide hier in Rede stehenden tun dies in gelungener Art und Weise, macht ihr Verdienst aus, denn damit dementieren sie die – vielleicht notwendige – Illusion der Philosophie über sich selbst, die ein reines Gedankenreich postuliert und biographische Konstellationen bei der Bestimmung der Bedeutung eines Philosophen außer Acht läßt.

Kerstin Stüssel

Reinhard M. G. Nickisch: Brief. Stuttgart: Metzler 1991 (= Sammlung Metzler 260). XI, 259 S. 26,80 DM

Der Brief als historische Quelle, der Brief als Kommentar zum Werk, der Brief als Ausdruck der dichterischen Persönlichkeit, der Brief als Kunstwerk und so fort – vielfältig taucht der Brief in literaturwissenschaftlichen Arbeiten auf. Selten genug jedoch wird das Genre Brief als Gegenstand der Literaturwissenschaft reflektiert, und wenn, dann im Rahmen von speziellen, meist auf nur einen Briefschreiber bezogenen Einzelstudien. Zumal für Studenten ist es schwierig, sich einen Überblick über ‚den Brief‘ in der Literaturwissenschaft zu verschaffen. Der in der Sammlung Metzler erschienene Band „Brief“ von Reinhard M. G. Nickisch trifft hier eine Lücke.

Bereits 1979 erschienen vom Verfasser „Präliminarien zu einer systematisch und historisch adäquaten Erschließung der deutschen Briefliteratur“ (in: *Literatur in Wissenschaft und Unterricht* 12 (Heft 3), 206-225). Dort wurden die Bestimmungen des Briefes als Gesprächsersatz und als dialogischer Austausch sowie seine Grundfunktionen Information, Appell und (Selbst-)Ausdruck erörtert. Ferner wurde vorgeschlagen, zwischen einer eigentlichen (pragmatischen) und einer uneigentlichen Verwendung der Briefform zu unterscheiden. An diesen Überlegungen knüpft Nickisch mit seinem Buch an, betont hier darüber hinaus, daß bei der Beschäftigung mit dem Gegenstand Brief „der eminenten soziokommunikativen Bedeutung Rechnung zu tragen [sei], die der Brief seit der Gellert-Zeit nach und nach erlangt hat [...]“ (S. VI).

Nickisch gibt einen gutem Überblick sowohl über die Geschichte des deutschen Briefes als auch über die Entwicklung der praktischen Brieflehre vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Ein weiteres Kapitel behandelt „sozial-, rechts-, kultur- und postgeschichtliche sowie juristische Aspekte des Briefwesens“. Von Bedeutung für die Theorie sind besonders das Eingangskapitel, das sich auf die „Präliminarien“ bezieht, sowie das längste Kapitel „Brief und briefliche Formen in uneigentlicher Verwendung“, in dem über die Reflexion des Verhältnisses von ‚Brief‘ und ‚Literatur‘ hinaus viele Titel deutscher Briefliteratur genannt werden. Zwei weitere Kapitel dienen der Darstellung von Desideraten der Forschung. Die Studie ist auch als eine Art Lehrbuch zu benutzen: Alle Kapitel und Unterkapitel sind separat lesbar und mit je einem eigenen Literaturverzeichnis versehen. Hinsichtlich der Forschungsliteratur zum Brief liegt das Hauptaugenmerk Nickischs auf der germanistischen Diskussion (andere Philologien und historische Wissenschaften werden nur punktuell bedacht). Diese wird knapp und prägnant in den jeweiligen Kapiteln zusammengefaßt. Es ist aber zu betonen, daß der große Vorzug der Studie nicht nur in der Darstellung der bisherigen Forschung besteht, sondern daß darüber hinaus Hinweise auf mögliche zukünftige Arbeiten gegeben werden. Dies geschieht sowohl explizit (etwa in den Kapiteln über Forschungsdesiderate) als auch implizit. Besonders in dem umfangreichen Kapitel